

In besten Händen

Stück für eine Darstellerin

Dieses Kurzstück basiert auf einer Recherchearbeit zu Erfahrungen von Ärzt*innen und Pflegekräften während der Corona-Pandemie, die vom Ministerium für Wissenschaft, Forschung und Kunst Baden-Württemberg mit einem Stipendium gefördert wurde.

In besten Händen

Die Frau, allein.

Glauben Sie an Geister?

Falsch.

Falsche Frage.

An welche Art Geister glauben Sie?

Ich weiß nicht, ob ich den Begriff korrekt verwende.

Vielleicht gibt es gar keinen richtigen.

Ich sage Geister, weil diese Menschen längst gestorben sind. Alle. Und weil sie nur nachts kommen.

Immer nur nachts.

Jetzt am Tag wirkt alles so unpassend.

Geradezu lachhaft.

Ja, Sie werden mich auslachen, wenn ich Ihnen erzähle, was nachts passiert.

Aber es passiert. Ich kann nichts dafür. Es geschieht mir, jede Nacht, ohne mein Zutun.

Ich liege nur da

und warte

und lasse es über mich ergehen.

Es.

Es dampft.

Ich habe kein anderes Wort dafür.

Es dampft aus den Wänden heraus.

Menschenschemen dampfen in mein Zimmer,
verstorbene,

geisterhafte Menschen.

Sie haben keinen Körper,

aber sie sind da.

Ich wusste, Sie würden lachen.

Und Sie werden noch mehr lachen, wenn ich Ihnen sage, dass ich überlege.

Dass ich überlege, mein Zimmer streichen zu lassen. Mit einer Farbe, die. Mit einer undurchlässigen Farbe.

Ich weiß, dass das nichts bringt. Aber irgendetwas muss man doch tun!

Jede Nacht.

Jede Nacht, verstehen Sie?

Keine Körper, nur Umrisse.

Und Gesichter.

Das Gesicht meiner Mutter. Die vielen Falten um ihren Mund.
Mein Vater, dieser schöne Mann. Er war so jung, als er starb. Ich kannte ihn kaum.
Meine Patentante. Die Großeltern. Das Mädchen aus der Nachbarschaft, das sich das Leben
genommen hat.
Sie sind alle da. Nacht für Nacht.
Nur mein Mann nicht. Er fehlt.
Sein Gesicht fehlt.
Ist das kein gutes Zeichen?
Es bedeutet etwas.
Es muss etwas bedeuten.
Ich könnte mir vorstellen.
Ja. Doch.
Ich könnte mir vorstellen, dass er noch lebt.
Ich weiß, dass das unmöglich ist.
Nein: dass es sehr, sehr unwahrscheinlich ist.
Ich sollte mich den Tatsachen stellen.
Der Realität in die Augen sehen, so heißt es doch.
Aber was ich sehe, sind die Gesichter meiner Toten. Jede Nacht.
Menschen, die ich verloren habe.
Und mein Mann ist nicht unter ihnen.
Sie blicken mich an. Sie schweigen. Verziehen keine Miene.
Ich weiß nicht, was sie wollen. Warum sie jede Nacht kommen.
Vielleicht möchten sie mir Beistand leisten. Zur Seite stehen. In diesen Zeiten.
Oder ein Zeichen geben: Er ist nicht unter uns. Er gehört noch nicht hierher.
Ich habe keine Ahnung.
Wenn sie nur ein Wort sagen würden!
Am nächsten Morgen: verschwunden, alle. Fort sind sie und lassen mich allein zurück mit der
bitteren Hoffnung, dass er noch lebt.
Jede Nacht.
Ihre Gesichter, ganz deutlich.
Lange halte ich das nicht mehr aus.
Vielleicht gibt es diese Farbe doch.

Natürlich ist es unmöglich.
Die Dokumente sind eindeutig.
Der Totenschein.
Die Unterschrift des Arztes.
Das Beileidsschreiben der Klinik.

Aber.

Was nützt mir all das, wenn ich jede Nacht?

Was nützen in so einem Fall Dokumente?

Es ist bloß Papier. Tinte auf Papier. Schriftzeichen, die man so oder so lesen kann. Fremdwörter.

Doppeldeutiges. Eine Frage der Interpretation. Ungreifbar.

Dagegen etwas, das du sehen kannst. Anfassen kannst.

Das du berührst.

Das dich berührt.

Eine Hand, eiskalt. Geschlossene Augen. Atemstillstand.

Wenn sich ein Brustkorb nicht mehr hebt, ist das keine Frage der Interpretation.

Mein Mann und ich, wir waren so lange verheiratet. Wir waren ein Körper. Ich kenne die Farbe seiner Haut, ich kenne jedes Härchen auf seinen Armen. Ich weiß sofort, ob er tot ist oder nicht, wenn ich an seinem Bett stehe.

Aber das durfte ich nicht.

Ich verstehe es ja.

Ich habe es von Anfang an verstanden, dass sie mich nicht zu ihm lassen konnten.

Die Zeiten sind nicht so.

Wir alle müssen mit Beschränkungen leben, jeder auf seine Weise. Kinder dürfen nicht zu ihren Freunden, Erwachsene nicht zur Arbeit, Angehörige nicht zu den Kranken.

Ich mache niemandem einen Vorwurf deswegen.

Die Zeiten sind nicht so.

Als sie ihn in die Klinik brachten – wie lange ist das jetzt her? Alle trugen Schutzkleidung. Wenn ich gewusst hätte, dass ich ihn da zum letzten Mal sehe, hätte ich.

Ich weiß nicht, was ich getan hätte.

Ihn länger angeschaut, das auf jeden Fall.

Ihm die Hand gestreichelt, noch einmal seine Wärme gespürt.

Als ich später ins Schlafzimmer ging, um unsere Betten aufzuschütteln, war seine Wärme noch unter der Decke. Ich konnte sie spüren. So lange hatte sie sich gehalten.

Natürlich habe ich sein Bett gemacht. Für ihn. Wenn er zurückkommt.

Und jetzt muss ich immer an die Türen des Krankenzuges denken, in den sie ihn schoben. Die sich schließenden Türen, das Kappen einer Verbindung.

Ich denke an eine Schere, die etwas durchschneidet.

An ein Fallbeil.

Ich weiß, das klingt martialisch. Viel zu heftig klingt es. Sie wollten ihm helfen, alle. Wollten ein Menschenleben retten. Deshalb die Schutzmaßnahmen, die Isolation. Wollten auch andere schützen. Und sich selbst.

Natürlich.

Und doch empfinde ich das Zuschlagen der Türen wie das Ende einer Geschichte, das viel zu früh gekommen ist. Eine Geschichte, von der man hoffte, dass sie noch lange weitergeht.

Dieses Geräusch: wie ein Beil, das fällt.

Danach Stille.

Kein Geräusch mehr. Nur Leere.

Die entweichende Wärme aus einem zerwühlten Bett. Das benutzte Geschirr in der Spüle. Ein Kleiderschrank voller Wäsche, die zur Altkleidersammlung kann.

Aber bevor das passiert.

Bevor es passiert, muss man glauben, dass dieser Mensch nie mehr wiederkommt.

Man muss davon überzeugt sein.

Und ich habe nur Papier. Stempel, Signaturen. Von Menschen, die ihn nicht gekannt haben. Für die er bloß ein Patient war, ein Krankheitsbild, eine Versicherungsnummer.

Ein Infizierter.

Bitte verstehen Sie mich nicht falsch. Die Ärzte, die Schwestern, sie haben alles Menschenmögliche getan, ganz bestimmt. Sie haben sich rührend um ihn gekümmert, das weiß ich. Er selbst hat es mir gesagt, als wir telefonierten. Alles ist gut, hat er mir gesagt, ich bin in besten Händen.

Am Tag vor seinem Tod war das.

Mach dir keine Sorgen, hat er gesagt.

Einen Tag später rief mich der Stationsarzt an. Sie hatten ihn verloren. Organversagen. Aber es ging ihm doch gut, sagte ich. Gestern.

Er hing an der Lungenmaschine. Sein Blut wurde ausgetauscht. Sauerstoffarmes gegen sauerstoffreiches Blut. 24 Stunden lang. Zwei dicke Schläuche in seinem Körper. Das Dauergeräusch der Maschine, auch nachts. Er war nicht intubiert. Konnte sprechen, zeitweise wenigstens. So hielten sie die Lunge intakt. Aber dann kollabierte der Rest. Die Nieren, das Herz.

Beileid.

Danke. Kann ich ihn noch einmal sehen?

Tut mir leid. Die Pandemie schreibt ihre eigenen Gesetze.

Verstehe.

Wir haben unsere Vorschriften.

Ich weiß.

Wie gesagt, es tut mir sehr leid.

Ich bitte Sie.

Ein netter Mensch, der Stationsarzt.

Einfühlsam, leise Stimme, fast wie ein Pfarrer. Nahm sich Zeit für mich.

Aber als wir sprachen, lag mein Mann schon in einem Sack im Keller des Krankenhauses.

Ich habe ihn nicht mehr gesehen.

Ich habe meinen toten Mann nicht mehr gesehen.

Ob sie mir nicht ein Foto von ihm schicken könnten, habe ich den Arzt gefragt. Ein Foto von dem Mann, den ich verloren habe.

Sicher, lautete die Antwort. Wobei.

Sein Gesicht. Es war verändert. Aufgedunsen. Besser, ich behielte ihn so in Erinnerung, wie er war.

Vor der Krankheit.

Aber das wollte ich nicht. Ich dachte an die Türen des Krankenwagens und die Tage, die er fern von mir noch gelebt hatte, und ich wollte ein Dokument aus dieser Zeit. Also fragte ich, ob sie mir nicht ein Foto von einem anderen Teil seines Körpers schicken könnten. Von seiner Hand zum Beispiel.

Mein Mann hatte schöne Hände gehabt.

Der Arzt versprach, sich darum zu kümmern.

Nun besitze ich ein Foto von seiner Hand. Es ist das letzte Bild von ihm, das ich habe. Ich sehe es mir immer wieder an. Es zeigt seine Hand, kein Zweifel. Schlanke, lange Finger, die Knöchel etwas verdickt, der Abdruck unseres Eherings. Die Hand meines Mannes.

Jemand muss noch einmal in den Keller gestiegen sein, den Sack geöffnet und das Foto gemacht haben. Natürlich in Schutzkleidung, mit Maske, so viel Aufwand nur für ein Bild.

Das Bild einer Hand.

Das nun für ein ganzes Leben steht.

Für die Erinnerung an meinen Mann.

Und nachts kommen die Geister.

Die Verstorbenen, die meinen Lebensweg säumen. Ihre Gesichter, und nur eines fehlt. Das meines Mannes.

Wundert Sie, dass ich zweifle? Dass ich mich frage, ob er wirklich tot ist?

Ich habe ihn nicht sterben sehen.

Habe ihm nicht die Augen geschlossen, nicht seine erkaltende Hand gehalten.

Nur einen Anruf habe ich bekommen.

Unterlagen.

Ein Foto, aber nicht von seinem Gesicht.

Es geht mir gut, hat er gesagt. Ich bin in besten Händen. Einen Tag vor seinem Tod.

Es könnte sich um eine Verwechslung handeln. Dass mein Mann in einem anderen Bett liegt, unter falschem Namen, dass er den Irrtum nicht aufklären kann, weil man ihn intubiert hat. Dass ein anderer gestorben und an seiner statt beerdigt worden ist.

Ich weiß selbst, wie absurd das klingt. Aber ich muss solche absurden Gedanken denken, weil ich mich nicht von ihm verabschieden konnte. Es hat keinen Abschied gegeben, also hat es auch keinen Tod gegeben. Wenigstens für mich nicht. Die Vorstellung ist verrückt, aber die Pandemie schreibt ihre eigenen Gesetze.

Wenn sie mich auf Station ließen, um mich zu vergewissern, dass er dort nicht mehr liegt.

Wenn mich der Bestatter noch einmal in den Sarg hätte schauen lassen.

Tut mir leid. Wir haben unsere Vorschriften.

Nachts, wenn es aus den Wänden dampft, werden die Zweifel übermächtig. Dann nehmen sie Gestalt an. Alles scheint jetzt möglich, kein Stein bleibt mehr auf dem anderen.

Dann bricht dieses ganze Gebäude aus Gewissheiten in sich zusammen.

Es heißt,
sie haben ihn in einen Plastiksack getan.
Der Sack wurde in eine Truhe gelegt.
Die Truhe kam zum Bestatter.
Der Bestatter hat den Sack aus der Truhe gehoben und in einen Sarg gelegt.
Bei der Beerdigung haben wir gesehen, wie ein Sarg in die Grube gesenkt wurde.
Der Sarg blieb zu, die ganze Zeit.
Was weiß ich, was in dem Sarg war!
Vielleicht mein Mann.
Vielleicht ein anderer.
Vielleicht: nichts.
Die Sargträger meinten, er sei schwer gewesen. Schwer von einem Menschen.
Es könnten aber auch Steine drin gewesen sein. Oder der falsche Mensch.
Überhaupt könnte vieles anders gewesen sein. Das große Ganze, genauso wie die Details. Gerade die.
Vielleicht war es kein Plastiksack. Sondern ein Jutesack.
Oder eine Schutzhülle.
Oder ein Müllsack.
Vielleicht hat der Bestatter einen Fehler gemacht und die Leichen verwechselt. Man hat ihm einen Stapel Papiere geschickt, so wie man mir einen Stapel Papiere geschickt hat, mit Stempel und Unterschrift, aber Papiere bilden die Realität nicht ab. Und dass die Bestattungsunternehmen überlastet sind, liest man überall.
Vielleicht war alles anders. Alles, verstehen Sie, von Anfang an. Vielleicht war mein Mann gar nicht krank. Vielleicht hat er die Krankheit nur vorgetäuscht, und er hat sich am ersten Tag selbst aus der Klinik entlassen, um zu seiner Geliebten zu ziehen, und der Stationsarzt ist ein alter Kumpel von ihm, der das Spiel mitgespielt hat.
Vielleicht sind all meine Tränen und Träume ein Witz.
Ja, lachen Sie nur. Lachen Sie mich nur aus. Ich verstehe Sie.
Jetzt dreht sie durch, denken Sie. Jetzt wird sie verrückt, die Alte.
Am Anfang glaubte ich das auch. Dass ich durchdrehe. Aber es stimmt nicht. Nein. Nicht ich bin verrückt, die Welt um mich herum ist es.
Die Zeit ist aus den Fugen geraten.
Hören Sie? Verstehen Sie, was ich sage? Die Zeit, wie ich sie kannte, existiert nicht mehr.
Und das meine ich wörtlich. Die Zeit, unsere gemeinsame Menschenzeit, wird von Leben und Tod geformt. Weil sich das Leben vom Tod unterscheidet, sprechen wir von Zeit. Von davor und danach. Von vergehender, verrinnender Zeit. Aber diesen Unterschied gibt es nicht mehr – nicht für mich.
Mein Mann lebt nicht mehr, aber er ist nicht tot. Er befindet sich in einem Zwischenstadium, in einem Gefängnis ohne Zeit.
Und ich mit ihm.

Für mich gibt es kein Davor und kein Danach, weil es seinen Tod nicht gibt.
Hören Sie das?
Ich warte. Darauf, dass er zur Tür hereintritt und ruft: Schau, da bin ich!
Auf einen Anruf der Klinik: Wir haben uns geirrt, Ihr Mann lebt.
Oder auf den Bestatter: Wollen Sie Ihren Mann noch einmal sehen? Er liegt hier vor mir
aufgebahrt. Sie können jetzt Abschied von ihm nehmen.
Hören Sie etwas?
Ich nicht.
Keine Tür, die aufgeht. Kein Telefon, das läutet.
Nichts.
Totenstille.
Nichts vergeht.
Nichts ändert sich.
Nur die Beleuchtung wechselt. Tag – Nacht, Tag – Nacht. Wie wenn man eine Lampe an- und
ausknipst.
Und dann die Geister. Auch sie haben keine Zeit. Genau wie ich.
Ohne Zeit aber ist alles möglich. Da können Uhren rückwärts laufen, Tote wieder auferstehen,
Patienten vertauscht werden. Da lassen sich die verrücktesten Dinge ausmalen. Was ist schon
verrückter als eine Existenz ohne Zeit?
Die Pandemie hat ihre eigenen Gesetze.
Ich bin nicht verrückt.
Ich warte.

So allmählich verstehe ich, wie sich meine Oma gefühlt haben muss, als ihr Mann nicht aus
Russland zurückkam.
Zehn Jahre nach dem Krieg haben sie ihn endlich für tot erklärt.
Zehn Jahre.
Meine Oma hat drei Kinder großgezogen in dieser Zeit. Sie hat für sie gekocht, sie hat den Garten
bestellt, und gearbeitet hat sie auch noch.
Meine Kinder sind längst aus dem Haus. Kochen für eine Person lohnt sich nicht.
Also warte ich.
Zehn Jahre.
Ich habe keine Ahnung, wie lange zehn Jahre dauern. Ich kenne die Zahl, aber was sie bedeutet,
weiß ich nicht.
Natürlich gäbe es Auswege.
Hintertürchen.
In meinem Nachttisch liegen Tabletten griffbereit, schon immer.
Alles wäre so einfach. Schmerzfrei. Die Geister kämen zur Ruhe, die Zeit wäre wieder in ihr Recht

gesetzt.

Aber.

Vielleicht lebt er ja noch.

Mein Mann, vielleicht kehrt er zurück.

Wie soll ich da gehen? Vor ihm?

Das Problem ist, ich weiß nicht, wo wir zwei uns treffen werden.

In welchem Leben:

hier

oder dort.

Weiß nicht, wohin ich kommen soll:

hierhin

oder dorthin.

Wenn ich ihn gesehen hätte,

tot gesehen,

auf dem Weg in das andere Land,

dann wüsste ich, was zu tun ist.

Dann wäre das auch mein Weg.

Aber so.

Der bittere Geschmack im Mund, mit dem ich jeden Morgen aufwache.

Die Zweifel an all den Menschen, die es gut meinen.

Das Geräusch der Krankenwagentüren.

Die Geister.

Auch als Gesunder kann man eine Krankheit in sich tragen.

Auch als Überlebender kann man ein Stück weit gestorben sein.

Nur ein Foto ist geblieben.

Ich bin in seiner Hand.

*